




MARGARET FORSTER

DAS
DUNKLE
ROMAN
KIND

 ARCHE

MARGARET FORSTER

DAS
DUNKLE
ROMAN KIND
KIND

Aus dem Englischen
von Saskia Bontjes van Beek

 A R C H E

Für Gertrud Philippine Watson

1

Julia reichte dem Kind die Puppe und wartete. Im Raum standen eine kleine Wiege und ein Puppenwagen von der altmodischen Sorte, kein Buggy. Neben der Wiege und dem Puppenwagen lag ein Stapel mit fein säuberlich übereinandergelegten winzigen Decken, Laken und Kissen. Keine Federbetten. Julia nahm sich vor, bei der Wahl der Bettwäsche an ein Federbett zu denken. Heutzutage waren die meisten Kinder an Federbetten gewöhnt, nicht an Laken und Decken. Laken und Decken würden sie womöglich irritieren.

Das Kind, ein achtjähriges Mädchen, klein für ihr Alter, schmal und ziemlich schwächling, obwohl es untersucht und für kerngesund befunden worden war, hielt die Puppe mit beiden Händen an den Schultern. Es betrachtete sie ohne sichtliches Interesse. Eine Babypuppe, mit kahlem Kopf und blauen Augen, die sich, wenn die Puppe in einem bestimmten Winkel gehalten wurde, schlossen. Sie trug einen Strampelanzug, einen blauen, und darunter eine Papierwindel. Nach etwa einer Minute blickte das Mädchen zu Julia auf und runzelte die Stirn. Es legte die Puppe beiseite und verschränkte die Arme.

Julia hob die Puppe wortlos auf, nahm sie in die Arme und klopfte ihr leicht auf den Rücken, als wäre sie ein echtes

Baby. Dann ging sie zum Puppenwagen und legte sie hinein. Das Mädchen zeigte einen leisen Anflug von Interesse, das jedoch eher Julia als der Puppe oder dem Puppenwagen galt. Julia hüllte die Puppe behutsam in die Laken und Decken ein, bis nur noch ihr Kopf mit den geschlossenen Augen zu sehen war. Dann schob sie den Puppenwagen vorwärts und rückwärts, immer weiter in Richtung des Mädchens, bis er schließlich neben ihr zum Stehen kam. Worauf das Mädchen den Puppenwagen mit einiger Wucht von sich stieß.

Julia war acht, als sie von ihrer Cousine Iris gebeten wurde, ihre Brautjungfer zu sein. Zur großen Verwunderung nicht nur von Julias Mutter, sondern auch von Julia selbst. Iris' Mutter und Julias Mutter waren Schwestern, ohne einander nahezustehen. Julias Mutter hatte das Gefühl, dass ihre ältere Schwester Maureen sie herablassend behandelte. Dieses Gefühl hatte sie seit jeher gehabt, weshalb sie, nachdem sie geheiratet hatte und aus Manchester, wo sie beide geboren waren, weggezogen war, nur zu gern Distanz wahrte. Doch eine Hochzeit verändert alles. Julias Mutter legte es so aus, dass ihre Schwester ihre Familie um sich scharen wollte, um mit der Familie des Bräutigams mithalten zu können. Der Bräutigam war Major in der Armee und sein Vater Abgeordneter. Damit konnte Maureen zwar nicht mithalten, doch konnte sie zumindest ihre Schwester und ihre Nichte an ihrer Seite haben.

Obgleich Julias Mutter dafür Verständnis hatte, nahm sie die Einladung für Julia als Brautjungfer nicht gleich an; sie ließ drei Tage verstreichen und rief dann ihre Schwester an, um ihr zu sagen, dass sie angesichts der damit verbundenen Ausgaben bezweifle, dass sie zusagen könne. Nicht nur das Kleid, auch die Schuhe, die Blumen, für derlei Dinge habe sie kein Geld übrig. Sie erinnerte ihre Schwester daran, dass sie als Witwe von einer kleinen, sehr kleinen Rente lebe. Ihre Schwester war entrüstet, versuchte sich jedoch ihre Empörung darüber, wie Julias Mutter mit ihrer Armut hausieren ging (jedenfalls empfand sie es so), nicht anmerken zu lassen. Sie sagte sich, dass ihre Schwester harte Zeiten hinter sich habe und tatsächlich ziemlich arm sei, während sie im Vergleich zu ihr relativ gut dastehe und sich lieber großzügig zeigen solle. Sie beruhigte ihre Schwester, sie solle sich wegen der Kosten keine Sorgen machen. Natürlich werde sie für Julias Ausstattung und alles, was damit verbunden sei, aufkommen. Das habe sie ohnehin vorgehabt und hätte es ihr lieber gleich sagen sollen. Wenn man ihr Julias Maße zukommen lasse, werde sie dafür sorgen, dass für sie ein Kleid geschneidert und Schuhe besorgt würden.

Julias Mutter beklagte sich trotzdem immer weiter wegen der Ausgaben. Sie und Julia sollten zwar bei Maureen übernachten, sodass keine Hotelkosten entstünden, aber die Zugfahrt nach Manchester würde dennoch sehr teuer werden. Außerdem wäre da noch die Fahrt zum Bahnhof. Die Busse fahren nur selten über ihr Dorf, noch dazu zu

ungünstigen Zeiten, weshalb sie auf ein Taxi angewiesen sein würden. Julias Mutter hörte nicht auf, über Geld zu klagen, addierte auf Zetteln irgendwelche Beträge, prüfte ihre Bankauszüge und entleerte verschiedene mit »Gas« und »Miete« beschriftete Dosen ihres Inhalts. Julia, die immer brav und folgsam war, hielt den Atem an und wartete. Inzwischen traf mit der Post eine Stoffprobe ein, anhand derer Maureen Julia die Farbe und Beschaffenheit des Kleides, das für sie geschneidert wurde, vorführen wollte. Es war nicht rosa. Das war die erste Enttäuschung. Julia hatte immer angenommen, das Kleid sei rosa. Stattdessen war es fast weiß, eher cremefarben. Und es war auch nicht weich oder seiden. Der Stoffetzen fühlte sich an wie Baumwolle, wenn nicht gar- »Um Himmels willen«, sagte Julias Mutter- wie Viskose. »Falls es Viskose ist«, warnte sie Julia, »dann bekommt es sofort Falten.«

Am Ende war ein Taxi zum Bahnhof doch nicht nötig. Julias Mutter hatte Gott und der Welt von der bevorstehenden Hochzeit erzählt und dabei ganz beiläufig immer wieder den Familiennamen des Bräutigams fallen lassen, sodass sie und Julia von der Tochter des örtlichen Lebensmittelhändlers im Auto mitgenommen wurden, die an dem Tag ohnehin nach Penrith fuhr. Am Ziel ihrer Reise wurden sie jedoch von niemandem abgeholt. Der Bahnhof von Manchester wirkte auf Julia einschüchternd. Sie hielt die Hand ihrer Mutter fest umklammert. »Ich weiß nicht, was wir machen sollen«, sagte ihre Mutter immer wieder, was Julias Ängste nicht gerade minderte. »Maureen hat

doch gesagt, man würde uns abholen.« Offensichtlich war etwas schiefgegangen. Nachdem sie etwa fünfzehn Minuten lang wie angewurzelt auf dem Bahnsteig gestanden hatten, sagte Julias Mutter, sie müssten wohl oder übel einen Bus nehmen. Sie erinnerte sich noch vage an einen Bus, der am Ende von Maureens Straße hielt, ohne zu wissen, wo sich die Bushaltestelle befand. »Wir müssen jemanden fragen«, sagte sie in verängstigtem Tonfall. Was, fragte sich Julia, war bloß so schlimm daran, jemanden nach einer Haltestelle zu fragen? Die Nervosität ihrer Mutter hatte sich jedoch so vollständig auf sie übertragen, dass ihr diese Frage nicht weiterhalf. Der Lärm im Bahnhof, das Kreischen der Züge bei der Ankunft und Abfahrt und die vielen vorübereilenden Menschen machten ihr Angst.

Daran erinnerte sie sich. Sie war damals acht. Verängstigt wegen etwas, das eigentlich gar nicht bedrohlich war.



Die Mutter des Mädchens wartete im Nebenraum. Ein Blick genügte, um zu erkennen, dass sie vor Kurzem viel geweint hatte. Ihre Augen waren gerötet und die dunklen Schatten darunter glänzten, als wären sie feucht. Ihr Haar, ungepflegtes, dünnes Haar, war hinter die Ohren gesteckt,

doch hatten sich kleine Strähnen gelöst, die an ihren Wangen klebten.

»Also?«, sagte sie zu Julia, ohne irgendeine Bewegung auf ihr Kind zu, das vor seiner Mutter stand und wartete. Nicht die geringste liebevolle Geste. Sie sah das Mädchen, wie Julia auffiel, noch nicht einmal an. Als würde sie nicht ganz kleinlaut dort neben ihr stehen. »Also?«, sagte sie erneut, dieses Mal mit etwas mehr Nachdruck in der Stimme.

Julia lächelte und setzte sich. »Ich nehme an, Honor ist durstig«, sagte sie. »In meinem Raum war es ziemlich warm. Ich hole ihr ein Glas Wasser. Es dauert nicht lange.«

Es wäre sinnvoll gewesen, wenn es in dem Raum einen Spionspiegel gegeben hätte, aber für so etwas hatte das Geld nie gereicht, und Julia war nicht sicher, ob sie persönlich einer solchen Überwachungsvorrichtung zugestimmt hätte. In diesem Fall wäre sie allerdings sinnvoll gewesen. Als Julia mit einem Glas Wasser in der Hand in den Raum zurückkam, war sie jedoch überzeugt, dass in den zwei Minuten ihrer Abwesenheit nichts Nennenswertes vorgefallen war. Mrs Brooks hatte ihre Tochter weder in die Arme genommen noch sonst irgendwie Kontakt zu ihr aufgenommen. Mutter und Kind verharrten nach wie vor in derselben Haltung, ihre Gesichter hatten noch immer denselben angespannten, stummen Ausdruck.

»Also?«, sagte Mrs Brooks, wobei sie dieses Mal weder herausfordernd noch ungeduldig, sondern nur resigniert

klang.

»Setz dich, Honor«, sagte Julia sanft. »Trink das hier. Du siehst erhitzt aus. Du musst durstig sein. Mrs Brooks, hätten Sie gern einen Tee oder Kaffee?«

Mrs Brooks schüttelte den Kopf. »Machen wir weiter«, sagte sie. »Kommen wir zur Sache, verdammt noch mal.«

Julia sah sie an. Sie sah der Mutter unbeirrt, ohne mit der Wimper zu zucken, mit ausdrucksloser Miene in die Augen, ohne die Stirn zu runzeln, ohne das geringste Lächeln, und wartete ab. Honor trank das Wasser gierig in drei großen, unüberhörbaren Schlucken.

Mrs Brooks schloss die Augen und seufzte. »Was passiert jetzt?«, fragte sie.



Das Brautjungferkleid passte nicht. Julias Mutter freute sich beinahe darüber. Ihre Stimme klang keineswegs vorwurfsvoll, als sie zu ihrer Schwester Maureen sagte: »Das Kleid passt nicht, es ist zu klein!« Ihr Tonfall war seltsam triumphierend.

»Oder Julia ist, seitdem du die Maße geschickt hast, gewachsen«, sagte Maureen, mit dem Zusatz: »Falls sie überhaupt gestimmt haben.«

Julia stand ganz niedergeschlagen in dem zu engen Kleid da, während die beiden Schwestern miteinander stritten, einander mit jedem Wort kränkten. Julia versuchte, nicht

hinzuhören. Sie fragte sich, ob sie das Kleid nun, da feststand, dass es ihr nicht passte, wohl ausziehen dürfe. Im Schlafzimmer, wo diese erfolglose Anprobe stattfand, gab es einen Spiegel, einen ovalen großen Spiegel auf einem Holzständer. Julia konnte sich darin nur zum Teil sehen, da der Spiegel leicht gekippt war, weshalb die untere Hälfte ihres Körpers verschwunden war. Es kam einem so vor, als würde man in einen Spiegel auf dem Jahrmarkt blicken. Sie sah ganz verzerrt aus, obwohl sie nicht wusste, ob es an dem zu engen Kleid oder an dem Spiegel lag. Jedenfalls fühlte sie sich unwohl, während sie dort stand und abwartete, was passieren würde, wenn ihre Mutter und ihre Tante zu streiten aufhörten. Sie kam nicht einen Moment lang auf die Idee, ihre eigene Meinung zu äußern.

Dann betrat Iris das Zimmer. Oh, sie war so hübsch!

»Julia!«, sagte Iris lachend und streckte die Arme nach ihr aus. »Wie du gewachsen bist! So ein großes Mädchen!«

Julia errötete. Sie hatte vergessen, wie ihre Cousine aussah, mit ihrem glatten, langen blonden Haar und den großen blauen Augen und dem runden Gesicht mit der hübschen kleinen Nase und der makellosen Haut, mit rosigen Wangen, die vor Gesundheit und Freude glühten. Julia konnte nicht glauben, dass ihre Tante Maureen die Mutter dieses Mädchens war. Wem verdankte Iris ihr hübsches Aussehen? Und dann kam ihr Iris zur Hilfe.

»Mummy«, sagte sie, »Julias Kleid passt nicht. Ruf rasch Mrs Batey an und lass sie kommen, um zu sehen, was sich

machen lässt. Meine wichtigste Brautjungfer kann doch unmöglich ein Kleid tragen, das ihr nicht passt. Die Arme, sieh sie dir nur an, das geht doch nicht.«

Mrs Batey kam. Sie war pikiert, weil sie befürchtete, dass man ihr die Schuld daran geben würde, dass das Kleid nicht passte, doch wusste Iris, wie sie mit ihr umgehen musste. Sie sei doch so geschickt, schmeichelte sie Mrs Batey. Ihr würde bestimmt etwas einfallen, wozu keine andere Schneiderin imstande wäre. Mrs Batey stellte fest, dass lediglich die Seitennähte ausgelassen, die Taille niedriger angesetzt und der Saum ausgelassen werden mussten. Die verbleibende Zeit sei knapp bemessen, würde aber – zum entsprechenden Preis – noch ausreichen. Für Iris würde Mrs Batey schließlich alles tun.

In den darauffolgenden Tagen vor der Hochzeit erlebte Julia, dass all ihre Cousinen Iris zu Füßen lagen. Sie wurde geliebt und bewundert. Ihre eigene Mutter, Maureen, vergötterte sie. Julia konnte nicht genau sagen, woran sie das merkte, sie merkte es einfach. Wie Julias Mutter auch. »Alles dreht sich nur um Iris«, klagte sie, obwohl Julia nicht verstand, warum das ein Grund zur Klage war. »Verwöhnt, vom Tag ihrer Geburt an ist sie verwöhnt worden. Bis noch mal was Schlimmes passiert.« Etwas Schlimmes? Julia fragte ihre Mutter besorgt, was sie damit meine, ob die hübsche Iris womöglich verletzt werden könnte. Die Antwort war für eine Achtjährige viel zu geheimnisvoll. Julia verstand nicht ganz, was gemeint war mit »Wenn sie erst mal verheiratet ist, wird sie mit einem Schlag auf dem

Boden der Tatsachen landen«. Ein Schlag klang nicht allzu gefährlich. Den würde Iris bestimmt überleben.

Julia hatte Blumen im Haar, Kornblumen und Gänseblümchen, die zu einem Kranz gewunden und mit einem Samtband befestigt waren. Sie waren eine Entschädigung dafür, dass das Kleid bloß weiß und eher schlicht war. Und sie hatte auch einen kleinen Strauß, der mit blauem Band umwickelt war. »Du bist bildhübsch«, sagte Iris. Iris war bildhübsch. Selbst Julias Mutter verstummte beim Anblick von Iris' Brautkleid. Es war schlicht, nichts Pompöses oder allzu Verspieltes, schräg geschnitten, wobei der Satin Iris' schlanke Figur perfekt umspielte. »Wie seh' ich aus?«, fragte Iris. »Wunderschön«, riefen alle, und noch mal: »Wunderschön, *wunderschön*.« Dann fing Maureen an zu weinen und hörte den restlichen Tag nicht mehr auf. Freudentränen, sagte sie, dabei wusste selbst Julia, dass es eher Tränen des Verlusts waren. Sie seien einander »so nah«, diese Mutter und diese Tochter, hörte Julia immer wieder Gäste während des Hochzeitsempfangs sagen. Nie seien Mutter und Tochter einander näher gewesen. Sie seien eher wie Schwestern, sagte jemand, was Julia lächerlich fand. Hatte die betreffende Person denn keine Augen im Kopf? Konnte sie nicht sehen, wie Maureen aussah, wie Iris aussah? Schwestern?



Honor war nach ihrer komplizierten Geburt auf der Intensivstation gewesen. Das erklärte natürlich vieles (die schwierige Geburt). Und die Tatsache, dass Honor kein Junge, sondern ein Mädchen war. Schon bald hatte sich herausgestellt, dass Honor »eigentlich« ein Sohn hätte sein sollen, keine Tochter. Julia hatte nicht nachgefragt, warum Mrs Brooks sich einen Sohn gewünscht habe, warum ihr das Geschlecht ihres ersten Kindes so wichtig gewesen sei. Das spielte doch wirklich keine Rolle. Mrs Brooks selbst war, wie sich ebenfalls herausstellte, eine von drei Schwestern, die mittlere, und hätte auch »eigentlich« ein Junge sein sollen. »Das hat man mir nie verziehen«, hatte sie in dramatischem Tonfall zu Julia gesagt. Julia hatte höflich gelächelt und sie geschickt wieder auf die Spur gelenkt, auf der sie sie eigentlich sehen wollte. Dann erzählen Sie mir doch mal, hatte sie gesagt, von Honor als Baby. Auch das war ein einziges Jammertal. Honor sei schwierig gewesen, habe nicht gut getrunken, die meiste Zeit geweint, es habe eine Ewigkeit gedauert, bis sie wieder ihr Geburtsgewicht erreicht habe, sie habe erst nach drei Monaten oder sogar noch später den Kopf alleine halten können und genauso schwierig sei ihre ganze Entwicklung seither gewesen.

Irgendwann fragte Julia, für wen Honor Zuneigung empfinde. »Zuneigung?«, wiederholte Mrs Brooks, als wäre Zuneigung eine Krankheit.

»Hat sie vielleicht ein Haustier?«, insistierte Julia. »Oder ein Kuscheltier, das sie in den Arm nimmt?«

»Sie hat lauter Kuscheltiere geschenkt bekommen«, sagte Mrs Brooks wütend, »man hat ihr keine Kuscheltiere vorenthalten, das sag ich ihnen. Sie hat Teddys gehabt und alle Stofftiere, die einem nur einfallen, einen ganzen Zoo.«

Julia nickte und fragte noch einmal höflich, ob Honor für irgendein Kuscheltier Zuneigung empfunden habe, ob es irgendein Spielzeug gebe, das sie ins Bett mitnehme.

»Sie ist zehn«, sagte ihre Mutter, »sie ist zu alt, um Spielsachen mit ins Bett zu nehmen, also wirklich.«

Julia nickte erneut und machte sich eine Notiz. »Was ist mit Angehörigen? Tanten? Ihre Schwestern oder irgendwelche Cousins oder Cousinen? Hat sie jemanden, den sie mag?«

»Nein«, sagte Mrs Brooks.

»Weder Tanten noch Cousins oder Cousinen?«, sagte Julia. »Weder noch«, sagte sie, ohne weiter darauf einzugehen.

Julia wunderte sich, dass jemand, der wie sie stets auf Verteidigung aus war, keine weitere Erklärung zu diesem Fehlen jeglicher sozialen Kontakte lieferte. Das Thema wurde einfach abgehakt, womit Julia sich jedoch nicht zufriedengab. »Freunde?«, erkundigte sie sich. »Gibt es irgendeine Schulfreundin, die Honor mag oder in der jüngsten Vergangenheit mochte?«

»Ihr sind Freundinnen noch nie wichtig gewesen«, sagte Mrs Brooks, wobei sie dieses Mal nicht etwa aggressiv,

sondern fast entschuldigend klang. »Ich hab's versucht«, fuhr sie fort. »Ich habe Kinder aus ihrer Klasse nach der Schule zu uns nach Hause zum Spielen eingeladen, obwohl Honor es nicht wollte- ohne Erfolg.«

»Wie oft haben Sie das versucht?«, fragte Julia und legte möglichst viel Mitgefühl in ihre Stimme.

»Ein Mal«, sagte sie, »dann hab ich's kapiert. Was nützt es, wenn Honor nicht daran interessiert war? Ich fühlte mich nur albern, wenn *ich* mit dem anderen Kind spielen musste.«

»Was haben Sie gespielt?«, fragte Julia rasch.

»Was?« Mrs Brooks war erneut verärgert.

»Was haben Sie mit dem anderen Kind gespielt?«

»Himmel noch mal, daran soll ich mich noch erinnern?«

»Warum?«, sagte Julia freundlich. »Ist sie denn so lange her, diese eine Verabredung zum Spielen?«

Es folgte eine Pause, ein Zögern. Mrs Brooks wog etwas ab, nur wusste Julia nicht, was. Vielleicht war es an der Zeit, etwas über diese Frau selbst zu erfahren. Sie sprach gern von sich selbst. Julia hatte sich bereits anhören müssen, was für eine unglückliche Kindheit sie gehabt habe, mit allen nur erdenklichen Details über die Scheidung ihrer Eltern, unter der sie so gelitten habe. Doch die Zeit war knapp bemessen. Sie durfte nicht zulassen, dass Mrs Brooks immer weiter über ihre eigenen Probleme sprach.

»Ich denke«, sagte Julia, »ich sollte mich mal mit Honors Lehrerin unterhalten.«



Die Hochzeit fand zum Entsetzen von Julias Mutter an einem Montag statt. »An einem Montag!«, seufzte sie immer wieder, als besäße dieser Wochentag einen besonderen Makel. Es musste aber unbedingt ein Montag sein, aus Gründen, die Julia nicht begriff, außer dass sie mit der nächsten militärischen Verpflichtung des Bräutigams zu tun hatten und damit, dass sein Vater erst am Sonntagabend kommen konnte- es war alles so kompliziert. Jedenfalls war es ein Montag, noch dazu ein verregneter. Neuerliches Entsetzen bei Julias Mutter, als die Vorhänge an jenem Morgen geöffnet wurden und das Wetter offenbarten. Angesichts des prasselnden Regens und des stürmischen Windes, der die Blätter von den Bäumen riss, war auch Julia ganz traurig zumute. In ihrer Vorstellung war der Begriff »Hochzeit« mit Sonnenschein und blauem Himmel verbunden. Wie konnte nur bei einem derartigen Sturm eine Hochzeit stattfinden?

Iris lachte jedoch nur. Der Regen und der Wind störten sie nicht. »Regen am Tag deiner Hochzeit bringt Glück«, sagte sie entschieden. Julias Mutter fragte, woher sie diesen weisen Spruch habe, worauf Iris, ohne zu antworten, nur weiter lachte. »Du bist wirklich ein Trauerkloß, Auntie«, spottete sie. Julia hielt den Atem an. Es stimmte. Ihre Mutter war in der Tat ein Trauerkloß,

aber nur Iris traute sich das auszusprechen. Seltsamerweise war Julias Mutter weder gekränkt noch wütend, sondern nickte nur und kniff die Lippen zusammen. Jedenfalls hielt der Regen nicht an, und der Wind legte sich lange vor der Hochzeit. Gegen 14 Uhr drangen erste Sonnenstrahlen durch die Wolken, und obwohl der Weg zur Kirche mit Pfützen übersät war, sahen diese hübsch aus, wie kleine Seen, die im plötzlich grellen Licht funkelten.

Julia wich den Pfützen aus, um nicht ihre schönen weißen Satinschuhe schmutzig zu machen. Sie ging auf Zehenspitzen und raffte dabei ihr Kleid, bis sie schließlich triumphierend das Kirchenportal erreichte. Die beiden anderen Brautjungfern, Sylvie und Pat, die Schwestern des Bräutigams, waren weniger vorsichtig. Sie waren viel älter als Julia, und ihre Kleider (was ihr sogleich auffiel und sie mit Neid erfüllte) kunstvoller, mit weitem Rock und Rüschen oben, wohingegen Julias Kleid ganz schlicht und einfach war, ohne Rüschen oder Volants. Die Schwestern waren jedoch sehr freundlich und schenkten Julia viel Aufmerksamkeit. Sie müsse vor ihnen gehen, beharrten sie, gleich hinter der Braut. »Du siehst so süß aus«, sagten sie, worauf Julia errötete und lächelte. Ihre Mutter war irgendwo anders. Sie saß bereits an ihrem Platz. Ich bin so süß, sagte Julia sich immer wieder, so süß, so süß. Sie stand bei den anderen Brautjungfern und wartete glücklich und beschwingt auf Iris. Dann traf der Wagen mit Iris und deren Vater ein, und es herrschte auf einmal Aufregung,

eine große Hektik, Zeremonienmeister eilten los, um die Türen zu öffnen, und die Musik setzte ein, und in dem Moment vernahm Julia ein Flüstern und spürte, wie etwas in ihre freie Hand, mit der sie nicht den Strauß hielt, glitt. »Gib das Iris«, flüsterte es, »es ist ein Geheimnis, nachher.«

In ihrem Kleid war in einer seitlichen Naht eine Tasche. »Ich habe dir eine Tasche gemacht«, hatte Mrs Batey gesagt, »für ein Taschentuch, falls du eins brauchst.« Tatsächlich steckte darin ein Taschentuch, ein besticktes Taschentuch, das ihre Mutter ihr zu Weihnachten geschenkt hatte, in rotem Seidengarn mit ihrem Namen bestickt. Julia warf einen Blick auf das, was in ihrer Hand lag – eine kleine quadratische, in Seidenpapier eingewickelte, mit Geschenkband zugebundene Schachtel, und steckte es in ihre Tasche. Ihr Herz pochte schneller. Das Flüstern kam von Reginald, dem Bräutigam. Sie war ihm erst einmal begegnet, am Tag zuvor, und er hatte einschüchternd auf sie gewirkt. Er war groß und kräftig und dunkel angezogen und sah in Julias Augen finster aus. Sie hatte kein Wort zu ihm gesagt, und er hatte sie nur kurz begrüßt. Jetzt trug er jedoch seine Soldatenuniform. Julia sah ihn, wie er vor dem Altar stand, während Iris sich am Arm ihres Vaters langsam näherte. Er lächelte nicht. Er stand aufrecht da, nahm offenbar Haltung an, und Julia erschauerte bei seinem Anblick, ohne zu wissen, warum.

Julia erzählte ihrer Mutter weder von Reginalds Flüstern noch von der kleinen Schachtel, die er ihr gegeben hatte. Er hatte gesagt, es sei ein Geheimnis, und unter

»Geheimnis« verstand sie, dass sie es für sich behalten musste. Allerdings hätte sie ihre Mutter gern gefragt, was wohl genau mit »nachher« gemeint war. Nachdem die Hochzeit vorüber war? Nach dem Hochzeitsfrühstück? Nachdem Reginald zu seinem Regiment aufgebrochen war? Sie fragte sich, wann sie Iris die Schachtel geben sollte. In der Kirche bot sich nachher keine Gelegenheit. Zu viele Leute, die sich um die Braut scharten, und dann wurde das Brautpaar in einem Auto in Richtung Gemeindesaal entführt. Dort saß Julia an der Tafel für die Familie neben ihrer Mutter, vier Plätze links von Iris, die in der Mitte saß. Es gab lauter Reden und Applaus und viel Gelächter, auch wenn Julia nicht verstand, warum die Leute lachten, vor allem über die Ansprache des Trauzeugen. »So anzüglich, also wirklich«, murmelte ihre Mutter.

Dann kam das Foto. Es herrschte ein einziges Chaos, der Fotograf machte ein Riesentheater darum, wer wo stehen sollte. Erst hieß es, Julia solle zu Iris' Füßen sitzen, dann, sie solle neben einer der anderen Brautjungfern am Ende der Reihe stehen. Das passte dem Fotografen auch nicht. Er sagte, die »Komposition« würde nicht stimmen, die »Proportionen« auch nicht. Erneut wurde Julia vor das Brautpaar gestellt, dieses Mal eher in die Mitte, wobei die beiden anderen Brautjungfern die Braut und den Bräutigam flankierten. Es wurden noch weitere Gruppenfotos aufgenommen, mit immer mehr Gästen, und auf dem letzten war Julia an den äußersten Rand gedrängt, fast nicht mehr auf dem Foto. Inzwischen war sie müde und

konnte nur noch mit Mühe lächeln, wie es ihr aufgetragen wurde, ja nicht einmal mehr »cheese« sagen.

Später, in der Schule, gab sie damit an, Brautjungfer gewesen zu sein, und schilderte ihr Kleid auf eine Art und Weise, die zwar nicht wirklich gelogen war, aber doch von blühender Fantasie zeugte.



»Honor beteiligt sich nicht«, sagte die Lehrerin zu Julia, »und zwar überhaupt nicht. Sie äußert nie ihre Meinung. Wenn ich ihr eine direkte Frage stelle, zuckt sie nur mit den Schultern. Sie lässt sich nicht dazu bewegen, etwas von sich zu geben.«

Es war eine Privatschule, in der die Kinder eine schmucke Uniform trugen: blau-weiß karierte Hemden, einfarbige dunkelblaue Röcke oder Hosen und blaue Blazer mit dem Emblem einer weißen Taube auf der Tasche. Die Schule war Ende der Sechzigerjahre gegründet worden, als die Taube das Symbol für friedlichen Protest gegen den Vietnamkrieg war. Den Eltern gefiel die Vorstellung, und ihnen gefiel die Uniform. Mrs Brooks sagte, eine bessere Schule könne man sich für Honor wohl kaum vorstellen, wenn man die Uniform und die kleinen Klassen und die strenge Disziplin bedenke. Das Schulgeld sei zwar hoch, doch habe schließlich alles seinen Preis. Das liege auf der Hand. Man bekomme das, wofür man bezahle. Nur habe

Honor aus der Chance, eine so vorbildliche Schule besuchen zu dürfen, nicht gerade das Beste gemacht. Vom ersten Tag an habe sie die Schule abgelehnt und sich von da an jeden Morgen gesträubt hinzugehen. Was könne einem daran nur missfallen, habe ihre Mutter sie gefragt, natürlich habe sie das, doch habe Honor ihr keinen Grund genannt, sondern ärgerlicherweise immer nur wiederholt, sie hasse die Schule und wolle nicht hingehen. Als sie ihr erklärt habe, dass sie laut Gesetz zur Schule gehen müsse, habe sie gesagt, sie hasse auch das Gesetz. Was, so Mrs Brooks, einfach nur dumm, nur kindisch gewesen sei. »Aber sie ist doch noch ein Kind«, hatte Julia treffend bemerkt.

Die Schule wirkte mit ihrer übertriebenen Ordnung und Stille auf Julia befremdlich. Sie selbst war früher einmal Lehrerin gewesen, doch in keiner Schule, in der sie je unterrichtet hatte, war es so unnatürlich still gewesen wie in dieser. Das Schulgebäude war ein edwardianisches Haus mit doppelter Fassade, das Gelände drum herum bestand aus zwei Rasenflächen beiderseits der Auffahrt und einer größeren hinter dem Gebäude, mit einem Klettergerüst an deren Ende. Es gab keinen Sportplatz oder etwas Ähnliches, aber die Kinder waren schließlich erst zwischen fünf und elf und brauchten kein Fußball- oder Rugbyfeld. Es gab einen in den Schulfarben Blau-Weiß angestrichenen Schulbus, der die Kinder zum Park und zu einem Schwimmbad in einem nahe gelegenen Freizeitcenter brachte. Für alles, was das Herz begehrte, so hieß es im

Prospekt, sei gesorgt. Doch gleich bei Betreten der Schule fiel Julia auf, in welchem Maße das Gebäude die Kinder einzuschüchtern schien. Die Räume waren ziemlich dunkel und hatten hohe Decken, und obgleich die Möbel modern und hell wirkten, ließ der sie umgebende Raum sie winzig erscheinen. In den Fluren und auf der Treppe hingen lauter von den Kindern gemalte Bilder an den Wänden, aber auch hier schienen das dunkle Eichenholz des Geländers und das Dunkelbraun des Teppichs auf den breiten Stufen mit den bunten Bildern zu wetteifern und sie in den Schatten zu stellen. Die Kinder wirkten fehl am Platz, vor allem die jüngeren.

Honors Lehrerin hieß Miss Cass. Julia wurde ihr vom Direktor vorgestellt, einem Dr. Richards (sie nahm irrtümlich an, er sei Doktor der Philosophie). »Das ist Miss Cass«, sagte er. Er nannte keinen Vornamen, nach dem sich Julia auch nicht weiter erkundigte, obgleich sie ihren eigenen preisgab. Dr. Richards sagte, er werde sie jetzt allein lassen, damit sie über Honor Brooks »plaudern« könnten, wies Julia jedoch darauf hin, Miss Cass würden lediglich fünfzehn Minuten zur Verfügung stehen. Julia sagte, sie sei dankbar für diese Viertelstunde. Sie blieb mit Miss Cass in einem kleinen Raum neben dem Arbeitszimmer des Direktors (er hatte es Arbeitszimmer, nicht Büro genannt) allein zurück. Dort standen zwei lederne Sessel einander gegenüber, dazwischen ein Beistelltisch, auf dem ein Exemplar des Schulprospekts lag. Miss Cass hatte weder Platz genommen noch Julia dazu

aufgefordert, sich zu setzen. Da sie es für absurd hielt, die vereinbarten fünfzehn Minuten im Stehen zu verbringen, ergriff Julia die Initiative, auch wenn sie das Gefühl hatte, dass es vielleicht keine so gute Idee war. »Wollen wir uns nicht setzen?«, sagte sie lächelnd und ließ sich nieder. Miss Cass zögerte erst und hockte sich dann auf den äußersten Rand des zweiten Sessels.

Julia erläuterte, wer sie sei und weshalb sie sich mit Miss Cass über Honor unterhalten wolle, worauf Miss Cass ihr erzählte, dass Honor sich partout nicht am Unterricht beteilige. Julia formulierte ihre Antwort mit aller Vorsicht. »Sie halten Honor demnach für schüchtern?«, sagte sie.

Miss Cass schien überrascht. »Nein«, sagte sie, »ich würde sie nicht als schüchtern bezeichnen.«

»Als was dann?«, fragte Julia.

Es folgte eine längere Pause, in der Miss Cass überlegte und die Stirn runzelte. Bedauerlicherweise, sagte sie dann, sei sie außerstande, Honors Verhalten in Worte zu fassen, betonte aber noch einmal, dass das Mädchen auf sie alles andere als schüchtern wirke. Daraufhin schlug Julia eine andere Richtung ein. Sie fragte die Lehrerin, ob Honor sonst eine gute Schülerin sei, ob ihre Leistung befriedigend, ihr Verhalten angemessen sei? Miss Cass sagte, ihre Leistungen seien mittelmäßig, sie hinke nicht hinterher, falle aber durch nichts besonders auf. Ihr Verhalten sei nicht wirklich *unangemessen*, sondern sie sei eher unwillig, wenn es darum gehe, irgendwelche Anordnungen zu befolgen. Sie erledige die Aufgaben

langsam und leicht vorwurfsvoll. Sobald Miss Cass das Wort »vorwurfsvoll« ausgesprochen hatte, nahm sie es gleich wieder zurück. »Ich meine«, sagte sie, »dass Honor nie Freude an einer Zusammenarbeit zu haben scheint.« Dann sah sie besorgt aus, als wollte sie im nächsten Augenblick selbst diese so harmlose Feststellung zurücknehmen, weshalb Julia rasch beteuerte, sie glaube zu verstehen, was Miss Cass meine. »Könnte ich wohl irgendeine schriftliche Arbeit von Honor sehen?«, fragte sie. Miss Cass sagte, sie habe eine Heft von Honor, das sie augenblicklich korrigiere, doch müsse sie erst Dr. Richards um Erlaubnis bitten, es Julia zu zeigen. Julia nickte und sagte, sie werde ihn selbst fragen, wenn die fünfzehn Minuten vorüber seien.

Das waren sie beinahe. Miss Cass hatte für die Beantwortung von Julias einfachen Fragen so lange gebraucht, dass die Zeit wie im Nu verstrichen war. Julia warf einen Blick auf ihre Uhr. »Eine letzte Frage«, sagte sie, »kennen Sie Honors Mutter?« Sofort änderte die Lehrerin ihr Verhalten. Die Frage kam ihr offenbar sehr gelegen. Mrs Brooks erscheine ständig, um mit Honors Klassenlehrerin zu sprechen, und jedes Mal habe sie eine Liste dabei, mit lauter Vorwürfen, wie sehr ihre Tochter angeblich malträtirt worden sei. Miss Cass wunderte sich über die Auflistung all der »tätlichen Angriffe«, die Honor offenbar habe erdulden müssen. Es hieß, man habe sie gekniffen, gekratzt, geschubst, und an ihren Haaren sei so übel gezogen worden, dass auf ihrem Kopf lauter kleine

kahle Stellen zu sehen seien. So etwas nenne man Mobbing, behauptete Mrs Brooks, und zwar der schlimmsten Sorte. Honor sei angesichts solcher Machenschaften hilflos. Sie zahle nicht solch hohe Gebühren, damit ihre Tochter in dieser Weise behandelt werde.

Inzwischen waren die fünfzehn Minuten tatsächlich vorüber, doch hatte sich Miss Cass erst jetzt richtig warmgelaufen, und ihre Empörung ließ sie die Zeit vergessen. Julia musste sie daran erinnern. Sie stand auf, streckte die Hand aus und dankte der Lehrerin für ihre Hilfe. Doch war Miss Cass noch nicht fertig. Sie lege großen Wert darauf zu betonen, dass Mrs Brooks falschliege. Honor werde nicht etwa gemobbt, sondern sie sei diejenige, die andere mobbe, und Dr. Richards habe, als er von der Tirade ihrer Mutter erfuhr, mit ihr gesprochen. Miss Cass sei über die vielen Vorwürfe dermaßen aufgebracht und bei der Vorstellung, nicht gemerkt zu haben, wie Honor gequält wurde, dermaßen entsetzt gewesen, dass sie eine regelrechte Ermittlung durchgeführt habe. Die vertrauenswürdigsten Kinder aus ihrer Klasse hätten ihr beteuert, dass Honor Brooks von niemandem gemobbt werde. Sie hätten alle viel zu viel Angst vor ihr.

Dr. Richards willigte ein, Julia dürfe Honors Englischheft einsehen, allerdings nur in seiner Gegenwart, in seinem Arbeitszimmer. Julia war es ganz egal, wo oder in wessen Gegenwart sie sich das Heft ansah, doch amüsierte sie sich über Dr. Richards selbstgefällige Art und sein

misstrauisches Naturell. Miss Cass brachte das Heft und legte es auf Dr. Richards Schreibtisch. »Dürfte ich es wohl in die Hand nehmen?«, fragte Julia höflich.

»Natürlich«, sagte Dr. Richards, der auf einmal merkte, dass Julia sich möglicherweise über ihn lustig machte, und schob es in ihre Richtung.

Nichts von dem, was darin stand, war aufschlussreich. Honors Schrift war sauber, die Zeichensetzung größtenteils korrekt. Der Inhalt der verschiedenen Texte war nicht weiter auffällig, bis auf einen Aufsatz mit dem Titel »Meine Samstage«, der einen kleinen Einblick in Honors Leben bot. »Samstags«, hieß es darin, »treffe ich meine Cousine.«

Dabei hatte ihre Mutter doch gesagt, Honor habe keine Cousinen.



Julia fuhr mit ihrer Mutter nach der Hochzeit gleich nach Hause, obgleich man ihnen angeboten hatte, noch zu bleiben. Das bedeutete, dass sie mit einem Abendzug reisten, dem letzten, der in Penrith hielt. Julia schlief ein, sobald sie ihren Platz eingenommen hatte, und wachte während der ganzen Reise nicht wieder auf. Ihre Mutter musste sie zehn Minuten, bevor der Zug in Penrith eintraf, wach rütteln. Er hielt dort nur ein paar Minuten, deshalb mussten Julia und ihre Mutter an der Tür bereitstehen. Julia wankte vor Müdigkeit und wäre um ein Haar aus dem

Zug gestürzt. Ihre Mutter zerrte sie durch die Unterführung, hinaus in die dunkle, windige Nacht und stieß sie in ein Taxi, das sie eigens bestellt hatte. Julia schlief wieder ein und musste, als sie endlich zu Hause ankamen, erneut wach gerüttelt werden. Sie erinnerte sich später nicht mehr daran, die Treppe hinaufgestiegen zu sein, sich ausgezogen und ins Bett gelegt zu haben, doch als sie erwachte und sah, wo sie war, wurde ihr klar, dass sie all das tatsächlich getan haben musste. Hätte das Brautjungferkleid nicht auf einem Stuhl gelegen, wäre ihr die ganze Hochzeit wie ein Traum vorgekommen.

Es dauerte lange, bis Julia sich an das Geschenk für Iris erinnerte, das Reginald ihr gegeben hatte, und als es ihr wieder einfiel, geriet sie in Panik. Was war, wenn sie es verloren hatte? Aber nein, es steckte nach wie vor in der Tasche ihres Kleides, das Geschenkpapier war noch unversehrt, nur hatte sich das kleine weiße Band gelöst. Julia verknotete es sorgfältig von Neuem. Dann hielt sie das kleine Paket in der Hand und fragte sich, was sie damit anfangen sollte. Eigentlich hätte sie es Iris »nachher« geben sollen. Doch hatte sich gleich nach der kirchlichen Trauung keine Gelegenheit geboten, und danach beim Empfang war Iris von lauter Leuten umgeben gewesen, sodass Julia beschlossen hatte, lieber zu warten. Reginald hatte gesagt, sein Geschenk sei ein Geheimnis, deshalb konnte sie es Iris auf keinen Fall vor den anderen überreichen, jedenfalls fand Julia das. Sie wollte es Iris zustecken, wenn sie beide allein wären. Doch das waren sie

nie, und während des Essens und der Ansprachen vergaß Julia schließlich, was man ihr aufgetragen hatte. Es fiel ihr nicht leicht, es sich einzugestehen, aber sie hatte es ganz einfach bis zum nächsten Morgen vergessen und wurde dann von Schuldgefühlen geplagt.

Sie traute sich nicht, ihrer Mutter davon zu erzählen. Nicht nur weil ihre Mutter ein Theater gemacht hätte, sondern weil Reginald gesagt hatte, es sei ein Geheimnis, und das sollte es auch bleiben. Darüber bestand für Julia kein Zweifel. Dass sie vergessen hatte, ihrer Cousine das Geschenk zu geben, war eine Sache, Reginalds Vertrauen zu missbrauchen stand auf einem anderen Blatt. Wie aber konnte sie Iris das Geschenk zukommen lassen? Iris war mit ihrem Bräutigam fortgefahren, und wenn sie und Reginald von ihrer kurzen Hochzeitsreise (nur achtundvierzig Stunden) zurückkämen, würden sie sich nicht mehr lange im Haus ihrer Eltern aufhalten. Julia hatte keine Ahnung, wie ihre spätere Adresse lautete. Beim bloßen Gedanken daran, dass es ihr nicht möglich war, Iris das Geschenk zu geben, kamen ihr die Tränen. Was würde Reginald denken? Er würde denken, dass Julia es entweder verloren oder gestohlen habe. Da fing Julia wirklich an zu weinen.

Ihre Mutter hörte sie. Sie kam in Julias Zimmer und sagte, genau das habe sie erwartet. Die Reise, die Hochzeit, das üppige Essen, das alles sei zu viel gewesen, und dies sei das Ergebnis, mit dem sie gerechnet hätte: »ein hysterischer Anfall«. Sie fragte ihre Tochter kein

einziges Mal, warum sie weine, da sie glaubte, die Antwort zu kennen. Sie sagte zu Julia, sie solle ihr Gesicht waschen und runter in die Küche kommen, um etwas Ordentliches zu sich zu nehmen, dann würden sie gemeinsam zügig zum Dorfladen gehen, das werde ihr guttun. »Und häng dieses Kleid auf«, sagte Julias Mutter, »und zwar auf einen gepolsterten Kleiderbügel. Du wirst es zwar nie wieder tragen, aber vielleicht kann ich ja was Nützliches daraus machen.« Sobald ihre Mutter ihr Zimmer verlassen hatte, sah Julia erneut in der Tasche des Kleides nach. Reginalds Geschenk war noch immer da. Sie nahm es heraus und legte es in die Schublade mit ihrer Unterwäsche, versteckte es ganz unten, unter einem Unterhemd, das sie nur selten trug.

Sollte sie es lieber mit der Post schicken? Sie kannte jedoch nur die Adresse ihrer Tante Maureen, und ihre Tante würde womöglich jedes eintreffende Paket auspacken. All die Sorgen machten sie ganz krank. Als sie unten saß und unwillig an dem Toast knabberte, den ihre Mutter ihr zubereitet hatte, stellte sie die Frage, obwohl sie die Antwort bereits ahnte.

»Wann sehen wir Iris wieder?«

Ihre Mutter lachte ihr bitteres Lachen ohne jegliche Heiterkeit. »Wann wir Iris wiedersehen? Nun, sie besucht uns nicht, oder? O nein, wir müssen sie besuchen. So ist es schon immer gewesen, wir werden *hinbestellt*, wenn es gerade genehm ist. Es war schon eine Beerdigung nötig, damit sie sich endlich hierherbequemten, weißt du noch?«